

mehr die Rede sein kann. Dem armen Floh und angehenden Künstler geht es aber ansonsten in der Gefangenschaft gar nicht schlecht, er sitzt nicht bei Wasser und Brot, sondern bekommt seine Leibspeise: schönes rotes Menschenblut. Und zwar so, dass sein Herr sich allmorgendlich den Oberarm abbindet, um recht reichlich „Stoff“ für den hungrigen Flohtheaterelven anzustauen, und diesen dann nach bewährtem Muster seiner Nahrung nachgehen lässt. Er wird samt Schlinge und Kette einfach auf den Arm gesetzt, darf seinen Rüssel in die Haut bohren, und so lange das köstliche Nass schlürfen, bis er gesättigt ist. Auch späterhin, während seiner aktiven Künstlerschaft, wird der Floh auf gleiche Art und Weise ernährt, und zeit seines Lebens behält er die dünne Kupferschlinge um den Hals, dem Dompteur als Mittel, ihm seinen Willen aufzuzwingen, dem Floh selbst das auszeichnende Ehrenmal seiner Künstlerschaft. Die Behauptung einiger Flohtheaterhistoriker, dass die Schlinge um den Hals als entehrende Brandmarkung schmähhlicher Gefangenschaft empfunden werde, ist durch nichts erwiesen. Nun also, auf in die Galavorstellung! Auf dem Podium vor dem Eingang steht der Direktor und preist die ungeahnten Genüsse, die dem Besucher der Vorstellung bevorstehen, mit beredten Worten an. Der Dompteur, der sich hier in der Zentrale mit seinem Herrn und Gebieter in die Mühen der künstlerischen Tätigkeit teilt, steht, als dummer August hergerichtet, neben ihm und trägt das seine dazu bei, die Conference mit seinen Spässen zu würzen.

„Treten Sie herein, meine Herrschaften, Sie sehen hier, was Sie noch nie gesehen haben, den Floh als Last- und Zugtier, als Jongleur, als Duellanten, den Floh auf dem Drahtseil, auf der Trabrennbahn, im Karussell! Meine Künstler haben sich schon vor hohen und höchsten Herrschaften produziert, und wurden einige von ihnen zu Hof-, Kammer- und Leibflöhen ernannt! Kommen Sie, sehen Sie, staunen Sie! Sogleich ist Anfang und Beginn!“ Erweicht und neugierig gemacht von der lockenden Suada des Managers, entschliesst man sich tatsächlich, näherzutreten, hineinzuströmen in die noch von mystischem Dunkel umhüllte Arena. Den Dimensionen der Darbietung entsprechend ist es kein Theater der Fünftausend, sondern höchstens der Fünfzig, begreiflicherweise sehr zum Bedauern der löblichen Direktion, die so an der rationalen Auswertung des Unternehmens gehindert ist. Ja wenn man es einrichten könnte, dass wirklich wenigstens ein paar hundert Schaulustige gleichzeitig die Produktionen der kleinen Künstler zu verfolgen imstande wären, ja dann brauchte man nicht nur aus künstlerischem Idealismus diesen Musentempel zu betreiben, dann könnte man vielleicht ein paar Taler für die alten Tage auf die hohe Kante legen . . . Aber so, bei den notwendigerweise durchaus volkstümlichen Eintrittspreisen, — niemand, auch nicht der ärmste Mann aus dem Elendviertel, er als Sachverständiger am allerwenigsten, darf aus materiellen Gründen vom Besuch der Flohevolutionen ausgeschlossen sein — da heisst es eben, sich plagen und rackern von früh bis spät . . .

Für einen Nickel löst man ein Billett auf den ersten Platz, vorderste Reihe, des amphitheatralisch in vier gerundeten Holzbänken ansteigenden Auditoriums. Auf drei Seiten umschliesst es die eigentliche Manege, eine kreisrunde weisse Pappscheibe, die in ein mit herrlich dunkelrot leuchtendem Plüsch überzogenes Holztischchen eingebaut ist. An der vierten Seite befindet sich der Dompteur samt Dekorationsmagazin, Garderoben, Konversationszimmer (alles hübsch praktisch und bequem beisammen in einem kleinen Kistchen), und hinter ihm dehnt sich der für mehr als zehn Personen Raum bietende Stehplatz. Eine kleine naturwissenschaftlich-biologische Vorrede leitet die Darbietungen ein. Sie beginnt bei Meyers Konversationslexikon, schildert dann die Art der Verpflichtung und Ausbildung des Flohkünstlers und seine